

LESEPROBE

Die Digitalisierung der Kinderstube – miteinander leben oder nebeneinander existieren?

Clara Welten

Vorwort

Bist Du online? Bist Du connected? Ich bin out! So klingen die Sätze, von uns selber oder von unseren Kindern gesprochen. Vor ungefähr dreißig Jahren, zu Zeiten der Explosion der Herstellung digitaler Geräte, waren Handys so groß wie ein kleines Paket und lediglich für Erwachsene des gehobenen Mittelstandes oder einer bestimmten Berufsschwarte erschwinglich. Heutzutage besitzt nicht nur quasi jeder ein Smartphone, sondern die Kinder übernehmen die *alten Teile* der Eltern, nicht selten spätestens ab dem 6. Lebensalter. Vorher haben sie aber alle bereits digitale Erfahrungen gesammelt, beim Seriengucken auf *youtube*, beim Computerspielen oder Lernspielen auf dem *Laptop* der Eltern. Hierbei oft ab dem 2. oder 3. Lebensjahr. Das ist die allgegenwärtige Situation, die sich durch die „digitale Intelligenz“ in wenigen Jahren rasant fortentwickelt hat. Aber wie wollen wir leben? Neben- oder miteinander?

Dieses Buch ist das Ergebnis ausgiebiger Gespräche mit Eltern, die sich im Angesicht des pausenlosen Smartphone-Gebrauchs ihrer Kinder hilflos und ohnmächtig fühlen und oft verzweifelt sind. Denn die Gefahr des Missbrauchs betrifft alle sozialen Schichten und alle Eltern, ziemlich genau in dem Moment, in dem das Kind Zugang zu digitalen Medien besitzt. Als ich neulich im Zug fuhr, saß mir eine junge, „alternativ gekleidete“ coole Mutter gegenüber, die mit ihrem iPad beschäftigt war. Die Augen ihres zwei Jahre alten Sohnes fixierten sich auf das Gerät, sobald es auf dem Tisch stand. (Eine Tatsache, die wir oft beobachten können: Dass die Augen der Kinder sich quasi sofort auf einen Bildschirm heften, sobald er in der Umgebung auftaucht und sogar, wenn er hinter ihnen benutzt wird!) Es dauerte nicht lange, da zog die Mutter ein *Tablet* aus ihrer Tasche, stellte die Serie des „kleinen Maulwurfs“ ein, schob es ihrem Sohn zu, der problemlos die Tastatur bediente und sich des kleinen Maulwurfs erfreute. „Was ist dagegen einzuwenden?“, habe auch ich mich vor meiner Recherche gefragt. Anlass war lediglich dieses Gefühl in der Magengrube, dass es zu früh ist, dass dieser kleine Kerl noch nicht einmal sprechen, aber das Tablet bereits bedienen kann, so selbstverständlich als spiele er mit einem Teddy. Den allerdings habe ich in vier Stunden nicht gesehen ... Vielleicht ist es diese Tatsache, die mir schwer auf dem Herzen liegt, die Ausschließlichkeit. In diesem Buch werden wir tiefenpsychologisch und neurodidaktisch mitgehen, weshalb dieses Gerät unmittelbar zum Ort der Sehnsucht wird, sobald Kinder es bedienen.

Das Buch ist ebenfalls das Ergebnis vieler Fragen von ErzieherInnen, mit denen ich als Dozentin in Genf und Berlin arbeite: Sie sehen die Gefahren des Missbrauchs, haben aber nur selten eine Handhabe, die sie darin unterstützt, was eine Leitlinie für den Gebrauch der Kinder und ab welchem Alter sein kann. Erwachsene, Eltern und Erzieher möchten wissen, was psychisch und physisch für die Heranwachsenden tatsächlich ratsam ist. Dieser Aufklärung über die seelische und körperliche Gesundheit der frühen Digitalisierung widme ich mich: Wir sollen Grenzen setzen, aber wo und wann? Wir möchten kooperativ sein, aber was ist das Beste? Wir möchten die Kinder unterstützen und begleiten und sind für ihr

ganzheitliches Gutgehen verantwortlich. Aber wie? Ich denke: Wenn wir (tiefenpsychologisch und neurodidaktisch) verstehen, was den Reiz produziert, können wir die notwendigen Regeln klarer, weil mit Herz und Verstand, mit Überzeugung einsetzen.

Was macht es mit uns und unseren Kindern, wenn wir als Familie zusammensitzen, des Abends, mit Kopfhörern, jeder für sich schalldicht abgeschlossen, auf die Abfolge von Bildern starrend, im Sessel, auf dem Sofa, zusammen und doch allein? Die Stunden vergehen wie Minuten und das Abschalten der Geräte ist fast immer ein Kampf. In solchen Situationen gibt es keinen Austausch. Die Haltung ist Vereinsamung. Der Körper kraftlos. Antwortlosigkeit im Gegenüber, der Monolog wird großgeschrieben. Denn lebendige Kommunikation besteht aus zwei Menschen, aus verschiedenen Meinungen, Fragen und Antworten, auf das Einlassen – beidseitig, Zuhören und Sprechen, sich ärgern, Lösungen finden, sich reiben am Anderen, sich vertragen, den Anderen als Person wahrnehmen, Frustration spüren und aktiv heraustreten ...

Leben ist die Fähigkeit, aus Erlebnissen, die wir seelisch, mental und körperlich erfahren, weil spüren, zu lernen. In diesem Fall kann das Gegenüber kein Bildschirm sein, sondern es ist ein Spiegel, wie Lacan es vortrefflich analysierte: Das Kind schaut in das Gesicht eines Anderen und sieht – sich. Wie schaut der Andere uns an? Was sprechen seine Augen? Ist der Andere präsent? Ist er lebendig da? Diese Funktion kann keine Maschine übernehmen. Empathie gibt es nur zwischen Mensch und Mensch. Neben dem täglichen Gebrauch digitaler Geräte wird dasjenige, an das sich unsere Kinder später positiv erinnern werden, nicht die Serie auf *youtube* sein, sondern diese gelebte Spiegelung, das gemeinsame Spielen, Tun und Sprechen: die Empathie. In Zeiten der allseits zu beobachtenden „Vermaschinierung“ des Gegenübers und des Alltags dürfen wir den Wert bewusst setzen auf: Mensch-Sein. Es geht um nichts weniger als um das Überleben aller Lebewesen. Denn die Welt werden wir nicht durch „Knopfdruck des an und aus“ retten, so wie wir Facebook Freunde gewinnen oder löschen.

1. Vom Ich zum Anderen¹ – oder über die Sehnsucht nach Einheit

Eine Familie sitzt im Restaurant. Kerzen auf dem Tisch, Gemütlichkeit, drei Generationen beisammen, um den Geburtstag des Siebenjährigen zu feiern. Die Großeltern sind extra aus Frankreich angereist. Die Erwachsenen unterhalten sich engagiert, lachen viel und tauschen sich über die Neuigkeiten aus, denn sie haben sich seit einigen Monaten nicht gesehen.

Max aber schaut nach unten, unter den Tisch, auf sein Smartphone. Er hat es zum Geburtstag bekommen; ein *iPhone 5*. Es ist der alte Apparat seines Vaters. Er kennt sich aus damit, weiß, was er zu tun, welche Knöpfe er zu bedienen hat. Manchmal schaut er nach oben, zu den anderen, zu seiner Familie. Er lächelt, verweilt für einige Sekunden unter ihnen – und taucht wieder ab. Bis das Abendessen kommt, also eine gute halbe Stunde vergangen ist, ändert sich nichts daran. Die Erwachsenen sehen, dass Max mit dem Gerät spielt, wie meistens. Kein Kommentar. Sie selber benutzen ihr Smartphone, *iPhone 7* und *8*, ja auch regelmäßig, ungefähr 6-mal in dieser Zeit, zum Fotoschießen, zum Nachrichtenchecken, zum Präsentieren der letzten Urlaubsbilder.

¹ Das/ der Andere: Ich benutze durchgängig die substantivierte Schreibweise, in der Tradition des Philosophen Michel Foucaults, um die Differenz des Anderen als jeweils Anderen, der nicht als Projektionsfläche dient, zu verdeutlichen.

Ja, es ist unbenommen wahr: Mit dem Smartphone kann man alles machen! Musik hören, seine Lieblingsalben oder auch das Radio; Fotos schießen, sie sammeln, ordnen, bearbeiten und präsentieren; sich kostenlos mit seinen Freunden aus der nahen und fernen Welt austauschen, Spielen, Nachrichten schreiben und empfangen, E-Mails formulieren, im Internet recherchieren, Filme sehen, Videos machen, geweckt werden. Und ich vergaß: Telefonieren! Ist dies kein guter Grund, es rund um die Uhr zu benutzen? Man könnte meinen ja. Es ist eines der großen Themen dieser Zeit: Digital können wir fast alles machen und immer mehr. Doch ist das sinn-voll? Was ist der Maßstab für Sinnhaftigkeit in einer digitalen Welt?

Es gibt Zeiten des Miteinander und des Alleinseins. Max, der nun recht widerwillig in seine Pizza beißt, denkt an sein virtuelles Fußballspiel, das er unbedingt gewinnen will! Das ist wichtig, denn darüber tauscht er sich mit seinen Freunden auf dem Schulhof aus. Und das Mitspielen entscheidet auch über die Frage: *in oder out!* Und wer möchte nicht dazugehören, Teil der Gruppe sein?

Wenn Max in sich hineinfühlen könnte, würde er dreierlei feststellen: Erstens, dass er sich nicht (mehr) für diese andere Außenwelt interessiert, nicht für die Kerzen auf dem Tisch, nicht für die Atmosphäre, nicht für die Gespräche, nicht für die Oma, die er lange nicht gesehen hat. Zweitens, dass es ihm egal ist, was er isst. Ob es ihm schmeckt oder nicht, dafür hat er momentan kein Gefühl und drittens, dass es ihn einzig und allein zum Spiel, zum Gerät, zum Smartphone zieht: Der Ort seiner Sehnsucht ist momentan eine Maschine.

Warum beteiligt sich Max nicht an den Gesprächen, an den Witzen, an dem Miteinander der Familie? Weil er erst sieben Jahre alt ist? Weil er es nur noch selten praktiziert und daher nicht wirklich kann. Max ist dabei, den Anschluss an das lebendig Andere zu verlieren.

Das Andere ist die Welt. Sie ist immer außerhalb von uns, per definitionem. Dieser Themenbereich, nämlich der Weg vom Eigenen zum Anderen, wird in der Tiefenpsychologie als Narzissmus, als primärer und sekundärer, bezeichnet.² Narzissmus ist pränatal und postnatal bedeutsam, also sowohl für unsere Zeit im Mutterleib als auch für die des Auf-die-Welt-Kommens. Ich möchte mit Ihnen einen Ausflug machen, zurück zum Beginn unserer Existenz, in der wir für mehr als neun Monate intrauterin geborgen und Eins waren – verbunden mit dem Menschen, mit der Mutter und dem Universum, das uns umgab. (Dieser Exkurs in die Welt des tiefenpsychologischen Denkens ist wichtig, um mitfühlen zu können, wohin es Max in seiner Sehnsucht zieht: nämlich weg von der „unkontrollierbaren“ Kommunikation mit Anderen, hin zum Gefühl der Einheit.)

... zum Weiterlesen ...

² „Vom Narzissmus zum Objekt“, Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M., 1982